

MATJAŽ BABIČ
Filozofska fakulteta
Ljubljana

UDK 807.5-2

WÄRE ES NÜTZLICH, DIE WORTSTELLUNG IM ALTGRIECHISCHEN STATISTISCH ZU UNTERSUCHEN?¹

Systematische Wortstellungsforschungen gelten trotz hohem Alter der Klassischen Philologie als ein Produkt des 20. Jahrhunderts. Die letzten allumfassenden Untersuchungen stammen aus dem Jahr 1960, vor allem das Buch des englischen Philologen Kenneth Dover².

Die Hauptschwierigkeiten solcher Untersuchungen braucht man nicht besonders zu betonen: das Altgriechische ist als erstes eine Sprache mit sogenannter 'freien' Wortstellung. Sie scheint darin noch viel freier als das Lateinische zu sein, besonders was die Topologie des Verbs betrifft. Als zweites ist das Altgriechische eine Korpus-sprache.

Nun könnte man darin sofort erhebliche Nachteile erkennen:

– Man kann nur mit den schon vorhandenen Texten arbeiten: es ist zwar möglich, eine neue Ode oder einen Anhang an Thukydides zu schreiben, doch würde dies aus der Sicht der Wortstellung nicht als zuverlässiges, in der ersten Reihe weiter zu bearbeitendes Material angesehen, sondern nach wie vor als eine Nachahmung. Um etwas übertrieben zu sagen, man wüßte, daß die Wortfolge innerhalb einer Wendung griechisch klingt, nicht jedoch, ob dies auch wirklich ist.

– Es fehlt uns auch die nötige textuell-pragmatische Kompetenz. Die Ergebnisse könnte man nur spekulativ als wahrscheinlich bestätigen, nicht jedoch überprüfen.

Der Verfasser dieser Zeilen weiß aus eigener Erfahrung leider nur zu gut, wie sehr ein korpus Sprachliches "Sprachgefühl" von einer Teilmenge der gesamten Korpus geprägt werden kann. Da dieses Sprachgefühl nicht, wie es bei der Muttersprache der Fall ist, durch ständige Kommunikation überprüft und erneuert wird, kann es gesche-

¹ Dieser Beitrag stellt eine bearbeitete Version des Referats dar, das an der 4. Internationalen Arbeitstagung für Computereinsatz in der Historischen Sprachwissenschaft (Wien, 15.–17. 9, 1995) gehalten wurde.

² K. J. Dover, *Greek Word Order*, Cambridge 1960.

hen, daß einem eine bestimmte Textsorte als Sprachnorm erscheint. Jeder, der sich einmal mit der Wortstellung in den klassischen Sprachen befaßte, weiß, daß auf diesem Feld gegen *petitio principii* kein Kraut gewachsen ist. Behauptet man, die Variante A sei der Normalfall, so erklärt man die Varianten B und möglicherweise C für Abweichungen. Dagegen könnten die anderen die Variante B für den Normalfall erklären und daraus die entsprechenden Konsequenzen ziehen.

Aber auch über dieses Problem könnte man, wenigstens wenn man von der Morphologie in engerem Sinne absieht, *in utramque partem* diskutieren:

– Die Menge der Texte, die in Betracht zu ziehen sind, ist zwar groß, aber endlich; sie sind alle in schriftlicher Form vorhanden.

– In einer Korpusssprache können wir uns nicht auf das Sprachgefühl der Muttersprachler (native speakers) verlassen, während unser eigenes "Sprachgefühl" in Fragen der Textgestaltung nur in beschränktem Maße anwendbar ist. Es ist in einer Korpusssprache demnach unausweichlich, Kriterien zu entwickeln und anzuwenden, die vom Sprachgefühl möglichst unabhängig sind. Ein solches Kriterium wurde in altgriechischen Serialisierungsforschungen zuletzt von Dover (o.c.) entwickelt: 'nuclei' heißen bei Dover diejenigen Elemente einer Äußerung, die man unter keinen Umständen auslassen kann, ohne die Äußerung unverständlich zu machen; den anderen Pol stellen 'concomitants' dar, die man nicht unbedingt wörtlich auszudrücken braucht, weil man mit Beachtung des sowohl textuellen als auch situationellen Kontextes auf sie schließen kann. Seiner Zweiteiligkeit zufolge bewährt sich dieses Kriterium im Altgriechischen in zweiteiligen Satzelementen, vor allem in Nominalgruppen, während es sich in längeren, mehrteiligen Äußerungen oft als unzureichend erweist. Ein ähnliches Kriterium wurde als ein zusätzliches Hilfsmittel in einer Abhandlung entwickelt, die in demselben Jahr wie Dovers Buch erschien: gemeint ist die vielzitierte Arbeit von Leif Bergson über die Stellung des griechischen Adjektivs³. Das Bemerkenswerte daran ist u.a. folgendes: so sehr sich Bergson auch bemühte, die Topologie des griechischen Adjektivattributs durch die Opposition 'normal – invertiert' zu erklären, fühlte er sich schließlich doch gezwungen, neben dieser Dichotomie noch eine andere und zwar 'bekannt – unbekannt' einzuführen. Es gelangen zwei Forscher zu gleicher Zeit zu einem ähnlichen Ergebnis, einer davon sogar – man könnte sagen – widerwillig. Das Paar 'bekannt – unbekannt' erwies sich demnach als eine Lösung, die vom Material selbst aufgeworfen wurde; man kann es deshalb als einen objektiv bestehenden Faktor ansehen. Es ist also auch in einer Korpusssprache wie Altgriechisch möglich, zu einigen Gesetzmäßigkeiten in der Textgestaltung zu gelangen.

³ L. Bergson, *Zur Stellung des Adjektivs in der älteren griechischen Prosa*, Stockholm 1960.

Dardurch kehren wir wieder zu den Schwierigkeiten zurück: die Tatsache, daß uns das ganze Material schriftlich überliefert ist, stellt uns, auch wenn man von den Texten literarischer Natur in engerem Sinne absieht, vor ein neues Problem: da jeder schriftliche Text unter Beachtung gewisser Vorbilder entsteht, kann man kaum sicher sein, in welchem Maße das Vorbild bei der Entstehung eines bestimmten Textes mitwirkte. Da dieses Vorbild ein Text literarischer Natur sein kann, befindet man sich in einer Lage, wo man doch auch stark stilisierte Textformen beachten muß. Es handelt sich nicht nur um einzelne Wendungen, sondern vielmehr um die Art und Weise der Gestaltung. Es ist in einer Korpusssprache eigentlich nie möglich, diesen Schleier endgültig zu lüften.

Das Altgriechische ist aus typologischer Sicht⁴ bekanntlich nicht eindeutig zu klassifizieren (vgl. darüber Hock⁵, 1991): man kann nicht mit Sicherheit feststellen, ob es eine SOV- oder SVO-Sprache war. Demzufolge wäre es weiter kaum möglich, die anderen Greenbergschen Universalien, die mit diesem Grndschemata verbunden sind, ihrer Stichhaltigkeit nach zu überprüfen. Als Beispiel zwei quasi-statistische Feststellungen:

Aus Ernst Kieckers' Buch über die Stellung des Verbs⁶: "*In der Ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache* von R. Kühner /.../ wird gelehrt, daß in der griechischen Sprache bei regelmäßiger Wortstellung das Verbum die letzte Stelle einnehme; /.../ nun braucht man aber nun einmal die Stellung des Verbums in etwa fünf Seiten eines Herodot oder Xenophon durchzuzählen, um zu erkennen, daß die Regel falsch ist."

Eine Antwort darauf in Paul Fischers Abhandlung über das gleiche Thema⁷: "Aber Kieckers' Material ist einseitig aus Historikern und Inschriften ausgewählt. Fragt man nur nach der Stellung der drei Hauptsatzteile, S, P, O, so zeigt die von Kieckers nicht berücksichtigte Arbeit von Her. Louis Ebeling /.../ ein überraschend anderes Ergebnis."

Es gab im Verlauf der Forschungsgeschichte natürlich auch Versuche, solche pauschalen Behauptungen mit Hilfe statistischer Angaben zu bekräftigen oder zu verwerfen. Jedoch stellte sich heraus, daß uns die Zahlenverhältnisse eigentlich nicht wesentlich mehr sagen als

⁴ Gemeint sind damit natürlich die typologischen Forschungen, die auf Greenbergs Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements (Universals of Language II, 72–113) zurückgehen.

⁵ H.H. Hock, *Principles of Historical Linguistics*, Berlin-New York 1991².

⁶ E. Kieckers, *Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen*; Strassburg, 1911.

⁷ P. Fischer, Zur Stellung des Verbs im Griechischen; *Glotta* 13, 1924, 1–10, 189–205.

die angeführten Feststellungen. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts zählte La Roche⁸ die Adjektive in den homerischen Epen und stellte fest, daß sich die meisten der determinativen Adjektiven vor dem Nomen befinden. Hjalmar Frisk⁹ (1933) gelang durch eine statistische Untersuchung zum Schluß, daß sich das Subjekt in der Prosa normalerweise vor dem Prädikat befindet. Man kann sich vorstellen, welch mühsame Arbeit nötig war, nur um zu Schlüssen zu kommen, die auch sonst keiner leugnen würde. Andererseits stellte L. Bergson anhand seiner erwähnten, auf sogar 10.000 Belegen basierenden statistischen Untersuchung der Nominalgruppen fest, daß die Reden des Lysias in einigen Merkmalen von dem normalen Sprachgebrauch stärker abweichen als Demosthenes' Reden: ein Schluß, dem man nicht ohne weiteres zustimmen kann.

Es zeigen sich in diesen Feststellungen bereits zwei weitere Probleme:

- 1.) Wie sollte man eine statistisch angelegte Forschung durchführen?
- 2.) Wie könnten uns die Ergebnisse nützen?

Als wegen dieser Aporie die Serialisierungsregeln des Griechischen jeder endgültigen Rationalisierung hartnäckig verschlossen blieben, gelange Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts Michael Ventris und John Chadwick die Entzifferung der Linear-B-Schrift. Die Sprache der in den Ruinen mykenischer Paläste ausgegrabenen Täfelchen entpuppte sich als Griechisch und man hegte die Hoffnung, daß die mykenischen Data in dieser Sicht einiges klären werden. Schließlich war dieses Griechisch fast ein halbes Jahrtausend älter als Homers Epen. Dazu sind Linear-B-Tafeln Dokumente und Notizen, die nur die Verwaltung betreffen, also rein amtlicher Natur: die schöpferischen Beiträge der Verfasser dieser Tafeln sind – wenn überhaupt vorhanden – möglichst klein, so daß in diesen Texten von keinem persönlichen Stil, sondern eher von einem Stil einer Institution die Rede sein kann. Die Vorbilder, denen diese Texte folgen, dürfen keinem literarischen Einfluß ausgesetzt worden sein. Kein Metrum, keine Klauseln, keine Schultradition kann uns in diesem Fall als Erklärung oder zumindest als Ausrede dienen. Trotz solcher fast idealer Bedingungen hilft uns das Mykenische in typologischer Sicht wenig. Man stößt im Grunde genommen auf die gleichen Probleme wie ein Jahrtausend später: einige Satztypen weisen die Folge SOV auf, andere SVO, sogar VSO kommt ab und zu vor, jedoch nur ausnahmsweise und unter bestimmten Umständen, so daß man diese letzte Variante mit Sicherheit als markiert ansehen kann. Auch nachdem die Grenze der schriftlichen Überlieferung fast um ein halbes Jahr-

⁸ J. La Roche, *Die Stellung des attributiven und appositiven Adjektivs bei Homer*; *Wörter und Sachen* 19, 1897, 161–188.

⁹ H. Frisk, *Studien zur griechischen Wortstellung*; Göteborg 1932.

tausend in die Vergangenheit verschoben wurde, bleiben die wichtigsten typologischen Fragen nach wie vor unbeantwortet. Andererseits belehrt uns das Mykenische darüber, daß die Lage im klassischen Griechisch nicht etwa als ein "Niemandland" anzusehen ist. Zwischen vorausgesetztem SOV des Indogermanischen und SVO des heutigen modernen Griechisch gab es eine lange, offensichtlich stabile Phase, in der beide Typen gleichzeitig vorhanden waren. Was die Nominalgruppen betrifft, sind die Verhältnisse klarer, man weiß jedoch nicht, ob es sich darin um eine stabile Lage oder nur um ein etwas verzerrtes Bild handelt, zu dem das einseitig determinative Repertorium der Adjektive beitrug. Trotz Einheitlichkeit der Texte lieferte uns das Mykenische in dieser Hinsicht relativ bunte Ergebnisse.

Wir greifen jetzt auf die oben erwähnten Probleme zurück und versuchen, durch einige Ausführungen eine eventuelle Richtung zu zeigen, ohne daß ein konkreter Vorgang geschildert würde.

Wie sollte man eine statistisch angelegte Forschung durchführen?

Was könnte mit heutigen Mitteln erreicht werden, was man noch nicht versuchte oder nicht schaffte? Nun ist es in einem Fach mit einer so langen Tradition etwas riskiert zu behaupten, daß etwas noch nicht gemacht wurde. Dennoch ließe sich vielleicht in einige Richtungen zeigen. Die Arbeiten über die griechische Wortstellung sind zwar nicht so dünn gesät, wie man sich dachte, jedoch erschienen manche unter ihnen nur als Dissertationen und fanden vielleicht auch deshalb nicht die verdiente Anerkennung¹⁰.

Macht man sich daran, die Serialisierungsregeln im Griechischen zu untersuchen, so hat man mindesten zwei Wege zur Wahl: einen deduktiven und einen induktiven Weg. Der erste eignet sich besonders zu einer allumfassenden Untersuchung, weil man mit Hinblick auf das Ziel das sehr umfangreiche Material selektiv behandeln kann. Der zweite dagegen scheint unausweichlich zu sein, wenn dem Material im vornherein äußerliche Grenzen gezogen waren: man beschränkt sich auf ein besonderes Problem, auf eine bestimmte Textsorte oder auf einen bestimmten Verfasser. Diese Methode ermöglicht uns, im Forschungsverlauf interne Regeln aufzustellen, auch wenn sie an einem anders ausgewählten Material vielleicht nicht anwendbar sind. Bei dieser Aufstellung der Serialisierungsregeln können wir uns, wie mehrmals betont, nicht auf das Sprachgefühl verlassen. Wir können nicht mit einem beliebigen Satz eine allgemein bekannte Regel darstellen. Behandelt man dieses Problem in der Muttersprache, so stellt man anfangs etwa Folgendes fest:

¹⁰ Eine Dissertation über dieses Thema entstand sogar dieses Jahr: die Arbeit von Frau Helma Dik über die Wortstellung bei Herodot war mir zu dieser Zeit leider noch nicht zugänglich.

"Die normale Wortfolge in einem deutschen Aussagesatz ist, z.B. *Hans liest ein Buch.*"

Für das Altgriechische kann man dagegen nicht entsprechenderweise behaupten:

"Die normale Wortfolge in einem griechischen Aussagesatz ist z.B. *Σωκράτης ἀναγιγνώσκει βιβλίον.*"

Es würde sich sofort der Einspruch erheben: "Heißt es nicht *Σωκράτης βιβλίον ἀναγιγνώσκει?*"

Weder die eine noch die andere Behauptung ließe sich beweisen, denn beide sind anhand eines "Sprachgefühls" begründet. Man ahnt es bereits: das erste "Sprachgefühl" stammt wohl aus den Inschriften und den Geschichtsschreibern, das zweite aus Platon und Demosthenes.

In diesen Fragen befinden wir uns offensichtlich in einer ähnlichen Lage wie ein Computer: es fehlt auch uns jener äußerliche Stützpunkt. Da man nicht von vornherein weiß, was den Normalfall darstellt, wäre es nützlich, eine (vielleicht computergestützte) statistische Methode anzusetzen, wenn nicht in deduktivem, dann wenigstens in induktivem Sinne. Es scheint einige Teilfragen zu geben, wo mit Hilfe einer solchen Untersuchung Fortschritte zu machen wären:

1.) Semantische Determinanten:

a) Man könnte aufgrund zumindest einiger lexikalischer Einheiten entsprechende Kontextketten (semantic sequences) untersuchen. Es wäre vielleicht möglich, sich in der lexikalischen Umgebung einer Verbform umzusehen und danach einige Feststellungen über die konkrete Reihenfolge darin zu treffen.

b) Man könnte vielleicht die Frage beantworten, ob es im Altgriechischen etwas ähnliches wie eine phraseologische Sequenz gab. In einigen ausgewählten festen Wendungen wie *λόγον διδόναι* oder inneren Objekte wie *πόλεμον πολεμεῖν* könnte man die innere, an sich binäre Reihenfolge betrachten, um möglichen Tendenzen wie dem Einfluß des Behaghelschen Gesetzes auf die Spur zu kommen.

c) Es ist seit Kieckers'⁶ Abhandlung bekannt, daß einige Verben, die oft die erste Stelle im Satz einnehmen, gemeinsame semantischen Merkmale aufweisen: sie wurden von Ammann¹¹ 'prozessuelle Verben' genannt. Denkbar wäre eine Untersuchung solcher Verben in zwei Richtungen:

– Zum einen könnte man den Anteil der 'prozessuellen Verben' in der Gesamtmenge der Belege untersuchen;

¹¹ H. Ammann, *Untersuchungen zur homerischen Wortfolge und Satzstruktur*, Freiburg 1922.

– Zum anderen ließe sich von einigen ausgewählten ‘prozessuellen Verben’ ausgehen und den Anteil der Anfangsstellung in der Gesamtmenge betrachten.

Wie man sieht, sind alle diese Vorschläge verborientiert. Sie scheinen zwei Vorteile zu haben:

- Die Stelle des Verbs kann als ein Drehpunkt der Serialisierung wirken;
- Das Verb ist nach morphologischen Merkmalen leicht zu erkennen.

2.) Kontextuelle Determinanten:

a) Es wurden bei Frisk (o.c.) Sätze behandelt, in welchen ein Eigennamen als Satzsubjekt die letzte Stelle einnimmt. Es ist seither bekannt, daß dies normalerweise geschieht, wenn das Subjekt im Text mehrmals erwähnt wurde. Diese Feststellung wäre wieder durch eine Umgebungsanalyse zu überprüfen und zwar unter Berücksichtigung folgender Punkte:

- Wie oft und in welcher Form muß das Subjekt vorerwähnt werden?
- Gilt diese Feststellung nur für Eigennamen oder, wie a priori zu vermuten wäre, auch für Pronomina und Appellative? Bei den Appellativen wäre die Aufgabe aus Synonymiegründen erheblich schwieriger, jedoch vielleicht nicht hoffnungslos¹².

b) Es wäre nicht nur die Anzahl solcher Belege zu betrachten, sondern auch ihre Dispersion im untersuchten Text. Dies könnte ebenfalls für einige früher angedeutete Probleme gelten, vor allem für die ‘prozessuellen Verben’.

Nun schließlich zu unserer zweiten Frage:

Wie würden uns die Ergebnisse nützen?

1.) Als Ergebnis derartiger Untersuchungen könnte ein Serialisierungslexikon zu einzelnen Schriftstellern oder zu einzelnen Textsorten entstehen.

2.) Man würde vielleicht zu einigen festen Schlüssen über die Stellung des Verbs kommen, ohne die Grundfrage, d.h. SOV oder SVO, beantworten zu müssen.

¹² Ein Beispiel aus Lukian (*Vera historia*, 2,1) zeigt:

Τὸ δ' ἀπὸ τούτου μηκέτι φέρων ἐγὼ τὴν ἐν τῷ κῆτει δίαιταν ἀχθόμενός τε τῇ μονῇ μηχανὴν τινα ἐξήτουν, δι' ἧς ἂν ἐξελθῆεν γένοιτο· καὶ τὸ μὲν πρῶτον ἔδοξεν ἡμῖν διορύξασθαι κατὰ τὸν δεξιὸν τοίχον ἀποδράσασθαι, καὶ ἀρξάμενοι διεκόπτομεν· ἐπειδὴ δὲ προελθόντες ὅσον πέντε σταδίου οὐδὲν ἠνόομεν, τοῦ μὲν ὀρύγματος ἐπαυσάμεθα, τὴν δὲ ὕλην καύσαι διέγνωμεν· οὕτω γάρ τὸ κῆτος ἀποθανεῖν· εἰ δὲ τοῦτο γένοιτο, ραδίᾳ ἐμελλεν ἡμῖν ἔσσεσθαι ἢ ἐξοδος.

3.) Es wäre möglich, Appellative einerseits und Eigennamen sowie Pronomina andererseits mit Hinblick auf die Referenzfunktion getrennt zu behandeln.

Viele Probleme, viele Aufgaben, jedoch keine überwältigenden Ergebnisse in Sicht. Eine in diese Richtung orientierte statistische Untersuchung würde die Grundfragen nicht beantworten, uns jedoch in manchem Teilaspekt zuverlässige Data liefern, mit denen wir in der Lage wären, zumindest Tendenzen – wenn nicht Serialisierungsregeln – aufzustellen.